

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 11 (2004)
Heft: 119

Rubrik: Stadtleben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

A black and white photograph of a residential street during winter. The ground and roofs are covered in snow. A small snowplow is visible in the distance on the road. The houses have dark roofs and light-colored walls. Bare trees stand along the sides of the street.

STADTLEBEN

Der Stadtplaner geht in die Offensive + + Der Kantonsrat ist in Frauenhand + + Die Fussballer sind Herrensöhne und Hans-Rudolf Merz ist auch ein Schriftsteller + + Weiter im Text: Stadtfrau Judith, Stadtschreiber Schweiger und Post aus Sofia



«Ich will die Jungen vertreten. Ich bin eine Frau, das kommt hinzu.» Mirjam Bayer, 1983, St.Gallen, Junge Grüne, Seminaristin und Pfadileiterin



«Eine schwangere Bundesrätin, das wär mal was.»
Melanie Helfenberger, 1977, Arnegg, CVP, Pflegefachfrau und Aerobic-Tänzerin

20

«DREIEINHALB BUNDESRÄTINNEN – DAS IST DAS ZIEL.»

Am 14. März finden im Kanton St.Gallen die Erneuerungswahlen in den Grossen Rat statt – drei Monate nach der Patriarchenwahl in den Bundesrat. Vor der heissen Phase des Wahlkampfes hat Saiten vier junge Kandidatinnen aus dem Wahlkreis St.Gallen zum gemeinsamen Gespräch eingeladen: Was ist am 10. Dezember genau passiert? Erlebt die Frauenbewegung eine neue Blüte? Und was ist die persönliche Motivation für eine Kandidatur? Mirjam Bayer, Junge Grüne, Melanie Helfenberger, CVP, Manuela Lutz, Juso, und Claudia Kretz, FDP, sind sich einig.

von Etrit Hasler und Daniel Klingenberg, Fotos im Kantonsratsaal: Florian Bachmann

Am 10. Dezember letzten Jahres wurde zum ersten Mal in der Geschichte der Schweiz ein Mitglied des Bundesrates abgewählt – wie wir alle wissen, war es eine Frau. Was ist aus Eurer Sicht an diesem Tag in Bezug auf die Mitsprache der Frauen in der Schweizer Politik passiert?

Mirjam: Wir Frauen haben eindeutig an Wertschätzung verloren.

Viele meiner Kolleginnen waren enttäuscht und verletzt. Ich selbst war nicht ganz überrascht, angesichts der Resultate der Nationalratswahlen und der ganzen Medienaufbauschung. Die Abwahl von Ruth Metzler war voraussehbar, und doch hat man sich das Gegenteil erhofft.

Manuela: Tatsächlich war absehbar, dass ein Damenopfer erbracht wird: Der Luxusartikel wird eingespart. Erst wollten ja sowieso nur Männer kandidieren, gegen Blocher haben die Frauen ja angeblich keine Chance. Als Folge haben wir Frauen die Hälfte unserer Mitsprache eingebüßt, wir haben nun noch eine Person im Bundesrat, welche die Frauenanliegen als Frau vertreten kann.

Claudia: Es gibt einfach noch nicht genügend Politikerinnen, das Frauenstimmrecht wurde ja erst vor 30 Jahren eingeführt: Die Generation, welche an der Bundesratswahl hätte teilnehmen müssen, war noch gar nicht da, weil sich noch immer zu viele Frauen entscheiden müssen zwischen Familie und Karriere.

Mirjam: Auch ich war enttäuscht, auch wenn ich nicht unbedingt der Meinung bin, dass eine schlechte Politikerin einem fähigen Mann vorgezogen werden soll. Hier ist aber der Fall klar: Es geht nicht, dass die

Hälften der Bevölkerung im Bundesrat praktisch nicht vertreten ist.

Manuela: Hinzukommt, dass das jüngste Mitglied abgewählt wurde. Somit sind auch die Jungen nicht mehr vertreten.

Ruth Metzler machte vor ihrer Wahl Karriere bei PriceWaterhouseCoopers, sie fuhr einen scharfen Kurs in der Asylpolitik – habt ihr Euch von ihr wirklich vertreten gefühlt, sowohl als Frau wie als junge Person?

Mirjam: Eher als Frau denn als junge Person.

Claudia: Für mich war beides wichtig. Ein Mann kann mich weiss Gott nicht vertreten. Hätte Ruth Metzler ein anderes, einfacheres Departement gehabt, würde ihre Politik wohl auch anders beurteilt werden. Genauso, wie ihre Politik weniger streng beurteilt würde, wenn sie keine Frau wäre.

Manuela: Ich denke, Metzler hat sich für Frauenanliegen nie sonderlich eingesetzt, sie hat sich zum Beispiel nie für asylsuchende Frauen stark gemacht, obwohl sie die Chance gehabt hätte. Ich selbst wäre sicher im Zwiespalt gewesen, wenn ich mich hätte entscheiden müssen: Deiss vertritt die Interessen einer sozialen Schweiz sicher besser.

Melanie: Unabhängig von ihrer Politik: Sowohl Parlament als auch Exekutive brauchen einen guten Mix aus allen Bevölkerungsgruppen.

Hat die Abwahl von Ruth Metzler die Frauen in dieser Hinsicht also auch aufgerüttelt?



«Es gibt einfach noch nicht genügend Politikerinnen!»
Claudia Kretz, 1980, Arnegg, FDP, Raumplanungszeichnerin und Volleyballspielerin



«Ich spüre die Unterstützung von Frauen stark.»
Manuela Lutz, 1978, St.Gallen, Juso, Pflegefachfrau und Gemeinderätin

Manuela: Vor allem die bürgerlichen Frauen hat es aufgerüttelt.

Claudia: Eben nicht: Die SP hat ja nach der Wahl 500 neue Mitglieder bekommen.

Melanie: Sicher war es ein Auslöser, um zu sagen: Gopf, wir sind auch noch da, die Emanzipation ist noch lange nicht abgeschlossen. Vielleicht musste das auch wieder einmal sein, zu viele haben sich darauf verlassen, irgendwann den selben Lohn zu kriegen wie die Männer, irgendwann in den politischen Gremien angemessen vertreten zu sein.

Gilt das auch für Euch? Was ist Eure persönliche Motivation, bei den Kantonsratswahlen anzutreten?

Mirjam: Meine Motivation ist vor allem, die Jugendlichen in der Politik zu vertreten. Ich bin eine Frau, das kommt noch hinzu.

Manuela: Nach dem Gemeinderat möchte ich in der Politik einen nächsten Schritt machen, von Berufs wegen, aber auch, um die Anliegen der Jugendlichen zu vertreten: Die Entscheide im Gesundheitswesen wie in der Bildung werden nun einmal auf kantonaler Ebene gefällt, im Gemeinderat hat man da zu wenig Gestaltungsmöglichkeiten.

Melanie: Mich haben vor allem die Nationalratswahlen wachgerüttelt: Ich fand, nein, das kann es nicht sein, nur links, nur rechts, das blockiert doch so viel. Ich will in der Mitte stehen, die Pole zusammenbringen, mich für sachbezogene Lösungen einsetzen.

Claudia: Ich bin seit fast zehn Jahren politisch engagiert, sei es an den Jugendsessionen, im Vorstand bei den Jungfreisinnigen St.Gallen und bei der FDP Gossau oder für meinen Sportverein, als es um den Bau einer neuen Turnhalle ging. Nach all der Arbeit hinter den Kulissen möchte ich nun auch an die Front.

Wie sieht es mit der Unterstützung aus, gerade auch von Frauenseite?

Manuela: Ich spüre die Unterstützung stark, sei es vom Gesundheitsverband SPK, wo mehrheitlich Frauen engagiert sind, sei es von den Frauenvereinigungen, die mich immer wieder für Podien anfragen oder mir die Möglichkeit bieten, mich in ihren Magazinen vorzustellen.

Claudia: In der FDP lechzt man zwar nach jungem Blut, eine spezielle Förderung gibt es aber nicht. Ich muss mir die Unterstützung selbst holen – dann kriege ich sie aber auch.

Melanie: Das stimmt, man hat Interesse an uns. Ich glaube, es sind gezielt Leute gesucht worden, auch junge, auch junge Frauen, und man unterstützt sie gezielt, bei uns auf der Liste etwa sind nach den bisherigen Kantonsräten alle neu kandidierenden Frauen aufgeführt.

Mirjam: Wenn Du aber sagst, dass Parteien bewusst nach jungen Frauen für die Listen gesucht haben, dann ist das doch genau der ver-

kehrte Weg, dann will die Partei bloss gut dastehen – und das ist es doch nicht, was Frauenpolitik will. Bei den Grünen verläuft die Frauenpolitik kontinuierlich, da musste sich am Frauenanteil auch nichts ändern.

Melanie: Der verkehrte Weg ist das nicht, das ist einfach eine Variante, um Frauen in die Politik zu bringen: Ein Listenplatz ist doch viel besser als ein paar freundliche Einladungen an Versammlungen.

Manuela: Das sehe ich gleich, die Frauen müssen immer noch geholt werden, vor allem auf der bürgerlichen Seite, wo man teilweise noch immer in die Familie hineintragen muss, dass Frauen auch Politik machen können. Ich verstehe da die Initiative der CVP, auch wenn sie letztlich ein Armutszeugnis ist.

Bei der Frage nach Eurer Motivation habt ihr vor allem sachpolitische Argumente gebracht, bezüglich der Frauenförderung plädiert ihr für unterschiedliche Wege – was ist aus der Frauensolidarität geworden, die 1993 nach der Nicht-Wahl von Christiane Brunner spürbar war?

Manuela: Ich möchte nochmals bei den Bundesratswahlen anknüpfen. Weshalb ist es am 10. Dezember nicht zu einem Aufschrei gekommen? Wir von der linken Seite wurden angefragt, Demos zu organisieren, und da haben wir einfach einmal Nein gesagt: CVP-Frauen, nehmt das Zepter doch mal selbst in die Hand.

Die Frauensolidarität hört also an der Parteidistanz auf?

Manuela: In diesem Fall bestimmt.

Claudia: Frauensolidarität finde ich eigentlich ein doofes Wort. Obwohl mir oft von Frauen gesagt wird: Claudia, ich bin froh, gehst Du auf die Liste, sonst könnte ich die FDP nicht wählen.

Mirjam: Eigentlich ist es doch seltsam, dass Frauen einander immer helfen sollten, das heißt ja schon, dass man sie nicht für voll nimmt.

Manuela: Wobei es ja schon gewisse Anliegen gibt, welche die Frauen miteinander verbinden, zum Beispiel die Mutterschaftsversicherung...

Claudia: ...und wo dann die dominanten Männer kommen und finden: Schaut Frauen, das kostet zu viel. Hier braucht es sicher gegenseitige Unterstützung, das stimmt. Aber vor allem müsste frau die Männer erziehen, die nur bis zur eigenen Bürowand blicken.

Ihr habt also den Eindruck, dass die Untervertretung der Frauen durch die gesellschaftlichen Strukturen bedingt ist, welche für Schlüsselpositionen Männer bevorzugen?

Manuela: Die Rahmenbedingungen, sei es gesellschaftlich oder familiär, damit Frauen überhaupt in Politik und Beruf tätig werden können, sind noch immer schlecht. Mutterschaftsversicherung, Kinder-

Siebte **Frauen
Vernetzungs
Werkstatt**

Samstag
20. März 2004
Universität St.Gallen

**«FrauenZeit –
gestern – heute – morgen»**

Kongress der
St.GallerFrauenNetzwerke

www.ostschweizerinnen.ch

Coupon senden an: St.GallerFrauenNetzwerke, Neugasse 43, 9000 St.Gallen

Bitte senden sie mir: _____ Ex. Detailprogramme

Name/Vorname

Adresse

PLZ/Ort



AUDIOSTYLE..

RADIO AUF UKW 107.1 MHZ
KABEL 101.6 MHZ [SG,AR,AI] + 98.95 MHZ [TG]
WWW.TOXIC.FM

DEIN SOUND. DEIN SENDER. JETZT.



krippen, Tagesstrukturen, das würde einiges bewirken.

Claudia: Die nördlichen Länder sind für solche sozialen Leistungen ein gutes Vorbild – dementsprechend ist die Frauenquote in der Politik höher.

Melanie: Ich wünsche mir auch einmal eine schwangere Bundesrätin – nur um zu sagen: Seht her, das geht auch.

Claudia: Im Tessin gab es ja eine schwangere Regierungsrätin. Das ist einfach eine Frage der Einstellung. In unserem Büro zum Beispiel sind die Mehrheit der Männer Hausmänner. Da bin ich irgendwie auch immer stolz, wenn ich am Telefon einen Mitarbeiter damit entschuldigen kann, dass er heute seine Kinder betreut. Da kommt dann meist nur konsternierte Stille.

Eine Verbindung haben wir bis jetzt tunlichst umschifft, die in diesem Zusammenhang doch noch herzustellen ist: Mit der Abwahl der Frauen ging ein deutlicher Rechtsrutsch einher. Ist die rechte Politik nicht frauenverträglich?

Melanie: Ich finde schon, dass die rechte Politik nicht frauenfreundlich ist. Sie ist zu konservativ, zu stark in einem alten Rollenbild verankert, das nicht mehr zeitgemäß ist: Wir sind ganz anders aufgewachsen, als uns diese Politik glauben macht.

Manuela: Die bürgerlichen Parteien stellen finanzielle und wirtschaftliche Anliegen immer über das Soziale. Das schadet den Frauen bestimmt.

Claudia: Das ist ein Vorwurf, den man der FDP zum Teil sicher machen kann. Gerade deswegen muss man sich als Frau bei der FDP engagieren. Es gibt ja mehrere Arten, wirtschaftsfreundlich zu sein. Als Raumplanungszeichnerin kann ich das am besten beim öffentlichen Verkehr beurteilen: Ich halte nämlich mehr von zukunftsträchtigen Investitionen in der Mobilitätstechnologie als davon, wertvolle Gelder in den Strassenbau zu stecken. Darum haben wir von den Jungfreisinnigen St.Gallen den Avanti-Gegenvorschlag auch abgelehnt.

Ist es in den Parlamenten überhaupt möglich, solche offensive Frauenanliegen durchzusetzen?

Manuela: Klar musst Du im Gemeinderat immer alles finanztechnisch auslegen. Aber gerade wenn Du solche Zwischenwege wählst, gelingt es Dir, mit der Zeit die Strukturen zu verändern.

Claudia: Es geht vielleicht auch weit weniger darum, explizite Frauenanliegen durchzusetzen, als bei allen Themen die Frauenbrille drauf zu halten, schliesslich gehen uns alle Themen etwas an, und bei allen Themen gibt es etwas für die Frauen zu verbessern.

Zum Schluss ein Blick weit übers Wahljahr hinaus: 1971 wurde das Frauenstimmrecht eingeführt, 2021 feiert es seinen 50. Geburtstag. Wie viele Frauen sitzen dann im Bundesrat?

Manuela: Drei.

Mirjam: Drei, finde ich auch.

Claudia: Dreieinhalb, dann wäre das Job-Sharing nämlich auch hier akzeptiert.

Melanie: Stimmt, dann gäbe es doch noch einen richtigen halben Bundesrat. ☺

FRAUENTELEX: In der Legislaturperiode 2000-2004 waren im St.Galler Kantonsrat 35 der 180 Mandate von Frauen besetzt ++ Das sind 19% ++ Als einzige Fraktion zählte die SP mehr Frauen als Männer, nämlich 14 von 26 ++ Die CVP kam bei 62 Mandaten auf 12 Frauen ++ Bei der SVP betrug das Verhältnis Männer-Frauen 42:4 ++ Bei der FDP 40:3 ++ Je eine Frau stellten die Grünen sowie die Unabhängigen ++ Nicht viel besser ist das Geschlechterverhältnis bei den Kandidaturen: Zu den Gesamterneuerungswahlen vom 14. März 2004 treten 263 Frauen und 661 Männer an ++ Gegenüber der letzten Wahl sank der Frauenanteil bei den Kandidaturen damit von 30,4% auf 28,5% ++ Noch zwei Vergleichswerte: Durchschnittlich sitzen in Schweizer Kantonsparlamenten 24% Frauen ++ Im Nationalrat sind es 23%, im Ständerat 19,5%.

JUDITH UND DIE STEIRISCHEN WEIBER

von Daniel Klingenberg



Illustration: Timo Müller

Ein Blick in die Agenda von Judith Kurz sagt alles: Die Tage vom 19. bis zum 25. Februar sind unübersehbar markiert. Auf dass sich nicht andere Termine dorthin verirren. Denn vom Schmutzigen Donnerstag bis zum Aschermittwoch werden die Nächte zum Tag. Und die Gassen von St.Gallen zur Bühne, auf welcher Rollen ausprobiert werden: In der Engelgasse wiehern Cow-Girls, im Klosterviertel treiben Steirische Weiber ihr Unwesen, Space-Dream findet im «Drahtseilbähnli» statt. «Fastnacht ist wie Weihnachten und Geburtstag im Jahreskalender», lächelt Judith Kurz schelmisch.

Anfangen hat es für sie in den Siebzigern. Aufhören wird es nie mehr. Damals spielte die legendäre «Pflotschgugge» auf, stieg zu fortgeschritterner Stunde auf die Tische im «Chlöschti», der damaligen Fastnacht-Hochburg, machte Fastnacht in der Fastnacht. Denn mit den uniform Verkleideten der «Grossguggen» und den professionell Entkleideten der dekorierten Beizen haben diese Guggen gar nichts am Hut: Schrägl, witzig und ironisch ist ihr Motto, und lachen tun sie von Herzen – auch über sich selbst. Allerdings: Ohne gewisse musikalische Kenntnisse geht es nicht, wenngleich Judith Kurz sagt: «Ausser an der Fastnacht würde ich nie singen in einer Beiz!»

Die «Pflotschgugge» ging, in den 80-er Jahren kam eine «Frauen-Gugge». Das funktionierte gut, bis die Posaune, das Schlagzeug und das Sax schwanger wurden. Ihrer Hauptinstrumente beraubt, beschlossen die Frauen, fortan ausschliesslich zu singen: Die «DileTanten». Knapp 20 Frauen traten unter der Leitung von Barbara Ochsner undlettantisch an der Fastnacht und auch bei anderen Gelegenheiten auf.

Vor fünf Jahren dann der grosse Einbruch für Judith Kurz: Ein Jahr ohne Fastnacht. Furchtbar traurig und heimatlos habe sie sich gefühlt, eine Fastnacht als Zuschauerin sage ihr gar nichts. Zum Glück war sie nicht allein mit dieser Empfindung. Bereits für die nächste Fastnacht tat sie sich mit drei weiteren Frauen zusammen. Seither hat St. Gallen Cow-Girls und Steirische Weiber ...

Fastnacht findet aber nicht nur an der Fastnacht statt. Die ganze Vorbereitung der Musik und der Kleider gehört ebenso dazu – beides earbeiten die vier Frauen für jede Fastnacht im Laufe des Jahres neu. Bis schliesslich am Schmutzigen Donnerstag um 16 Uhr die rituellen Handlungen beginnen: Man verkleidet sich gemeinsam und sieht sich das erste Mal im Kostüm. Dann folgen die ersten Schritte auf der Gasse, das erste Cüli, die ersten Töne, das Treffen mit anderen Guggen. Obwohl oder gerade weil es wenige Guggen dieser Art gibt - Judith Kurz spricht von sechs bis acht - ist das Zusammengehörigkeitsgefühl gross: Wie ein Familientreffen seien die musikalischen und närrischen Zusammenkünfte zwischen Metzergasse und Grüningerplatz.

Und was macht Judith Kurz nach dem 25. Februar – nebst der Vorbereitung auf die nächste Fastnacht? «I han s Gfühl, i mües mi reinige, i gang go bade, gang in d' Sauna, go laufe, trinke Tee - d' Huut alteret rapid a der Fastnacht.» Fastenzeit eben.

«DIE ANMUT DIESES FRAUGEWOR

Hundert Tage Schonzeit für Bundesrat Hans-Rudolf Merz. Das ist üblich für Neugewählte. – Aber keine Bonustage für den literarischen Merz, den gibt es nämlich auch. Der Frauenverdränger aus Herisau hat nach dem 10. Dezember beschwichtigt, ein Ziel seiner Politik sei die Frauenförderung. Zeigt sein literarisch ausgestaltetes Frauenbild in seinem 1992 erschienen Buch *«Der Landammann»* auch in diese Richtung? von Harry Rosenbaum

Dass der Bundesrat auch ein Gremium für Literaten ist, weiss dank Moritz Leuenberger das ganze Land. Dass aber auch Neu-Bundesrat Hans-Rudolf Merz schon zur Feder gegriffen hat, ist den wenigsten bekannt: 1992 wars, als das Bändchen *«Der Landammann»* mit drei rührigen Heimatgeschichten in einer Auflage von 1500 Exemplaren bei Schläpfer & Co. AG (heute Appenzeller Verlag) in Herisau erschien – und mitnichten zum Ladenhüter wurde: Die letzten 180 Exemplare sind laut Angaben des Verlagshauses bei der Wahl von Merz in den Bundesrat verkauft worden. Grund genug für Saiten, sich eines der raren Exemplare zu beschaffen und das literarische Frauenbild von Merz bei drei prominenten Ostschweizer Frauen auf den Prüfstand zu stellen: Die SP-Fraktionsschefin im Nationalrat, Hildegard Fässler, die Schriftstellerin Theres Roth-Hunkeler sowie die Direktorin der Sammlung Hauser und Wirth, Michaela Unterdörfer, kommentieren für Saiten einige ausgewählte Textpassagen – freilich ohne um den Verfasser zu wissen: Das Geheimnis um die Autorenschaft wurde erst nach dem Eintreffen der Statements gelüftet. Das erste Wort soll aber Schriftsteller Merz gehören, hier mit einem Beschrieb der Frauenfigur Cosima:

«Cosima besass einen geschmeidigen Verstand, mit dem sie Puppe, aber ebenso Schach spielen konnte, und mit ihrem heiteren Lachen betörte sie die Kundenschaft, Gast für Gast. Wen sie ansprach, den entzückte sie, warne Zweisamkeit spendend wie ein Pelzmuff auf der Schlittenfahrt. Sie besass einen wohlgeformten, molligen Körper mit einem elegant aus der Hüfte schwingenden Gang, dessen Schritte leicht federten, süsse, maronenbraune Augen, eine gerundete Nase mit zum Geniesen geweiteten Flügeln sowie wulstige, weiche Lippen, dazu pechschwarzes Lockenhaar, auf das sie sonn-

tags oft eine Brokatkappe mit Reiherfedern legte, als gehörte sie zu den Damen der hohen Gesellschaft. Sie trug oft ein enganliegendes Kostüm, welches schlank Schenkel andeutete und das den prallen, strotzenden Busen nur notdürftig verbarg. Die Anmut dieses fraugewordenen Körpers und die von innen stammende kindliche Unbeschwertheit verliehen Cosima etwas Anziehendes, Unwiderstehliches.»

So wohlklingend diese ersten Worte, so wenig überzeugen sie. Michaela Unterdörfer: «Nein, ich verspüre nicht einmal ein bisschen Wehmut ob dieser - zumindest in Auszügen - idyllischen Welt. Wer möchte sich schon mit einem eleganten, aus der Hüfte schwingenden Gang bewegen? Weit entfernt davon, im Irrgarten weiblicher Identitätsfindung den rechten Weg gefunden zu haben, bin ich aber doch froh, dass das Rad der Geschichte nicht zurück gedreht werden kann.» – Hildegard Fässler, sec im Ton: «Frauen haben viele Facetten. Sie fast nur auf ihr Aussehen und ihre sinnliche Ausstrahlung zu reduzieren, entspricht ihnen nicht und natürlich auch nicht meinem Frauenbild. Für mich sind Frauen auch Nobelpreisträgerinnen, auch Bundesrättinnen, auch Wirtschaftsführerinnen, auch hässlich, mürrisch, abweisend, unauffällig.» – Freiwillig, so merkt Theres Roth-Hunkeler an, würde sie solche Texte nicht lesen und unterstreicht ihren Unwillen deutlich: «Schmalz und Schwulst fallen mir auf die Nerven.» Schmalz und Schwust? Wenn wir denn schon beim Thema sind:

«Was ist denn das!» kam es mürrisch, als die Kuh einen Schritt zur Seite tat und den melkenden Bauern, beinahe aus dem Gleichgewicht stiess, «so halt doch still!» Köbi, die Stirn in Bethlis weichen Lenden vertieft, hantierte den zügigen Strahl, dessen Gesang im sich füllenden Eimer immer tiefer wurde, in den weissen, warmen Milchschaum hinein. Er dachte nach, selbstvergessen, in das Gleichmass des Stallfriedens hinein, in welchem sich das feine Rasseln der Halsketten, der dumpfe Schlag von Huftritten und der schnaubende Atem der fressenden Tiere zusammenfinden. Dieses Mädchen! Er hätte ihren Schritt durch die Schottenstube von eben gewiss in die Feder gebracht, so gerahmt und gestochen hatte sie jede Bewegung in seinem Kopf hinterlassen. Köbi musste lachen. Zeichnen? Nein, aber seine Hand, wie von einem guten Engel geführt, ergriff sie mit verlegener Behutsamkeit, zog sie an den schmucklosen Fenstern seiner Hämet vorbei ins Haus hinein, setzte sie unter die grosse Petrollampe mit den feinen Tropfstellern, an den eichenen Stubentisch und öffnete ihr das Schreibbuch voller ungelerner Zahlen und Eintragungen. Es war ihm, als höre er sie schon in Küche und Ofen Hand anlegen, und alsbald roch er das Gewürz des Kartoffelaufaus, und auch ein süßes Gebäck aus Honig, Milch und Weissmehl schien ihm in die Nase zu steigen. Bald fühlte sich sein Herz aufgemuntert vom neuen Aroma im ganzen Haus und endlich wagte er sogar, mit feinem Griff ihr baumwollenes Kleidchen abzustreifen und sie behutsam in seine Schlafkammer zu führen, den Arm um ihre Hüfte gelegt, zu erfahren, wie sich die Pforte zum Himmel im warmen Hauch eines lieben Odems öffnet. Köbis Wangen röten sich, von Unruhe verfärbt.»

Hildegard Fässler zum patriarchalen Geist, der hier aus der Feder fliesst: «Die Frauen werden als begehrenswerte Wesen dargestellt, die auch in Küche und Stube für das Wohlfühlgefühl des Mannes sorgen.» – Michaela Unterdörfler ärgert sich in gleichem Sinn: «Mich interessiert da eher das transportierte Weltbild: keine Konflikte zwischen den Geschlechtern (wo gibt's denn das?); die Arbeitswelt: eine Idylle (mit heiterem Lachen); das Dasein – von Erotik durchhaucht; und dann der patriarchale Hintergrund mit seinen (Ohn-)Machtstrukturen ...» Und Theres Roth-Hunkelers geistiger Kompass rotiert schon wie ein Ventil

ENEN KÖRPERS»

lator: «Kann das auch dokumentarische Literatur sein, geschrieben von jemandem, der mit Literatur nichts am Hute hat? Oder versteht sich jemand? Rollenprosa?»

Verstellung? Nicht im geringsten. Merz hat das alles ernst gemeint und sein Buch in Interviews, kurz vor der Wahl in den Bundesrat, tunlichst erwähnt. Im März des vergangenen Jahres liess er sogar an der Hauptversammlung der Dorfbibliothek Herisau daraus vorlesen, von einem Schauspieler. Hier ein Liebesakt:

«Eines Abends im August wehte ihnen ein kühler Nordwind entgegen, so pfiffig und scharf, dass die Augenränder trännten. Krüsi legte seinen Arm um die Schulter der fröstelnden Elisabeth, zärtlich, tastend; sie schmiegte ihren Kopf zufluchtsuchend an seine Brust und fuhr, herben Körperduft in der Nase, mit der Hand über seine Wange. Ohne noch die Augen in der Dämmerung zu fragen, suchten und fanden sich ihre Lippen, in deren Tiefe eine warme Behausung die fiebernden Herzen aufnahm. Lange Zeit, scheinbar ohne Ende, «ach wie göttlich!» hauchte Elisabeth dazwischen, heftig atmend. Nachdem sie sich spätabends erhoben hatten, führte Elisabeth Johannes wortlos und zitternd vor Aufregung in ihr Gemach hinein, wie eine Schlafwandlerin. Krüsi hatte den Verdacht, die Freifrau sei krank, längst aufgegeben. Aus der adeligen Patientin war das muntere Mädchen mit den tiefblauen, fesselnden Augen geworden, in deren Tiefe er diese Nacht selig hinabsank bis auf einen lichten, seidigen Grund, erfüllt vom süßen Geschmack ihres Atems. Ein sanfter Schlaf wiegte seine ermatteten Kinder darauf im leichtesten Schaukeln, dessen er fähig war.»

Theres Roth-Hunkeler hat zum «spannenden literarischen Dokument», das sie beurteilen soll, schon fast keinen Zugang mehr und wird ein bisschen sauer: «Allerdings weiss ich nicht, was ich von Sätzen halten soll wie «Sie schmiegte ihren Kopf zufluchtsuchend an seine Brust und fuhr, herben Körperduft in der Nase, mit der Hand über seine Wange. Ohne noch die Augen in der Dämmerung zu fragen, suchten und fanden sich ihre Lippen, in deren Tiefe eine warme Behausung die fiebernden Herzen aufnahm.» Doch, ich weiss es: Schlicht und einfach Kitsch. Oder es macht sich jemand lustig und verulk't das Genre Groschenroman – aber ich finde nicht die leiseste Ironie im Text.» Sie spekuliert, dass der Text aus einer Epoche stammt «als das Deodorant noch nicht erfunden worden war und auch nicht die Melkmaschine.» Nach der zeitlichen Zuweisung des Geschriebenen gefragt, will sich Michaela Unterdröfer nicht auf die Äste hinaus lassen und bemerkt: «Zu einer literaturhistorischen Einordnung lasse ich mich lieber nicht hinreissen, denn die Frage scheint aufs Glatteis zu führen. Das Personal, das bäuerliche und kleinbürgerliche Ambiente und der auktoriale Erzählstil sind wahrscheinlich doch nicht die offensichtlichen Indikatoren, für die ich auf den ersten Blick halte.» – Konkret vermag nur Hildegard Fässler den Text einzufordern: «Ich vermute, dass die Texte anfangs des 20. Jahrhunderts geschrieben wurden. Die Szenen scheinen mir so formuliert, wie eine Frau meint, dass Männer die Frauen sehen.» Michaela Unterdröfner mit Akribie: «Einige Formulierungen lassen eine Autorin vermuten, dann nämlich, wenn das konventionelle Muster von idealisiertem Begehr und passiver Hingabe (zumindest vorsichtig) durchbrochen wird.» Theres Roth-Hunkeler bleibt nur eine letzte Hoffnung: «Ich hoffe, dass ein Mann den Text geschrieben hat – aber sicher ist das nicht.» Es scheint also, das Bundesrat Merz, soweit das literarische Outing, in seinem Wesen starke weibliche Anteile besitzt. Ob das auch auf den Politiker Merz durchschlägt und davon die Frauenförderung profitiert? Da sind wohl angesichts der restlichen 143 Seiten des Bändchens so ein paar Zweifel angebracht... ☀

Harry Rosenbaum, 1953, lebt als Journalist in St.Gallen.



WORÜBER ST.GALLEN RÄTSELT.

Auch wenn er einem gelegentlich kumpelhaft anrempelt, ist Franz Anton Brüni ein grosser Schweiger, sobald es um Zahlen geht. Angaben zum Besucheraufmarsch in seinen Kinos gibt es vom ihm nicht – zumindest für die hiesigen Medien nicht. Anders ist es offenbar, wenn die Wirtschaftszeitung Cash nachfragt. Der verriet Brüni unlängst immerhin, dass der Cinedome 30 Prozent mehr Publikum gebracht hat. Tönt nicht schlecht. Allerdings sind mit dem Multiplex-Bau zu den 2800 Kinositzen in den Stadtkinos satte 1'800 Plätze dazugekommen. Rechne: Wären vor der Cinedome-Eröffnung alle Säle immer ausverkauft gewesen, so ist nun Abend für Abend die Hälfte der neuen Plätze nicht besetzt. Laut Cash liegt das Ergebnis denn auch «etwas hinter den ursprünglichen Erwartungen zurück». Dafür gibt es noch einen anderen Beleg, den auch jene sehen, die von Brüni keine Auskunft erhalten: Die Schlangen vor der Kinokasse von Scala oder Rex sind seit der Cinedome-Eröffnung verschwunden. [red.]



WO ST.GALLEN DINIERT.

Die St.Galler Kunsthalle will sich zur Stadt öffnen und zieht in repräsentativere Räumlichkeiten im Erdgeschoss des Lagerhauses. Weil so ein Umzug nicht ganz billig ist, erhalten Freunde der Gegenwartskunst am 28. Februar eine einmalige bzw. zweimalige Gelegenheit, Gutes zu tun: Um 18 Uhr wird in der alten Kunsthalle zur Benefiz-Auktion geladen, bei der kein geringerer als Andreas Rumbler, Direktor von Christie's Deutschland, den Hammer schwingt: Zu ersteigern gibt's Werke von KünstlerInnen mit einem persönlichen Bezug zur Kunsthalle – wobei der Auktionskatalog allein die Bedeutung dieser gerade einmal 18-jährigen Institution unterstreicht: Von John Armleder über Christoph Büchel zu Jonathan Horowitz, von Pipilotti Rist über Roman Signer zu Andro Wekua haben national wie international bekannte KünstlerInnen Werke zugunsten der Kunsthalle gesponsert. Und wenn denn schon mit der grossen Kelle angerührt wird, darf natürlich auch ein Dinner nicht fehlen: Kochkünstlerin Vreni Giger, bekannt dank ihren 17 GaultMilliau-Punkten, weicht nach der Auktion mit einem viergängigen Menü zu 280 Franken die neuen Räumlichkeiten ein – sicher kein schlechtes Omen für einen nächsten Ausbauschritt: Schliesslich finanziert sich die Kunsthalle Basel, wie der Tagi unlängst unterm Titel «Essen ist gut für die Kunst» berichtete, zu einem Drittel über das Restaurant Kunsthalle. Eine Beiz, ob mit oder ohne GaultMilliau, hätte dem Lagerhaus ja eigentlich schon lange gut angestanden ... [red.] Information & Anmeldung: Kunsthalle St.Gallen, Tel. 071 222 10 14, info@k9000.ch



WOZU ST.GALLEN APPLAUDIERT.

Im Dezemberheft war die Meldung der Stadtpolizei, dass sie entlaufene Schafe erfolgreich eingefangen konnte, eine von 24 guten Nachrichten. Nun hat Saiten-Polizeireporterin Sina Bühler erneut eine wundersame Tiermeldung der hiesigen Freunde und Helfer aus dem Netz gefischt, nachfolgend im Wortlaut: «Katze von Baum gerettet. Am Heiligabend meldete eine Spaziergängerin, dass sie im Waldstück neben dem Auweg eine Katze miauen höre. Diese konnte sie jedoch nicht sehen. Deswegen wurde eine Patrouille der Stadtpolizei vor Ort gerufen. Die Beamten konnten die Katze im steil abfallenden Gelände auf einem Baum ausmachen. Sie hatte sich auf einen Baum begeben und konnte nicht mehr hinunter. Mittels einer Holzlatte wurde ein provisorischer Steg erbaut. Erst nach längerem guten Zurufen, «Chum Büsi, chum Büsi», begab sich die Katze über den erbauten Steg zu den Beamten. Die undankbare Katze bedankte sich jedoch nur mit einem Pfotenheb gegen einen Beamten. Im Anschluss zog sie zielstrebig von Dannen.» [red.]

THURBO Nightline

Züge bis frühmorgens. Freitag- und Samstagnacht:
 > (Zürich →) Winterthur – Frauenfeld – Weinfelden –
 Romanshorn – Kreuzlingen
 > **Neu:** (Zürich →) Winterthur – Wil SG – St. Gallen



 Thurgauer
Kantonalbank

 TELE TOP

 RADIO TOP

 anzeiger

THURBO

Die Regionalbahn. > www.thurbo.ch

PROJEKT - WERKSTATT ST.GALLEN



Die Projektwerkstatt ist umgezogen. Der neue Standort ist im alten Güterbahnhof, Güterbahnhofstrasse 6 in St.Gallen. Die Werkstatt ist ein Angebot für erwerbslose Personen und verarbeitet alte 2-Räder. Dort können sie ausrangierte Velos gratis entsorgen und restaurierte Fahrräder kaufen.

Die Öffnungszeiten sind von Mo–Fr, 13.30 Uhr–17.00 Uhr



STICKERE

CaféBar



Ob. Graben 44
9000 St. Gallen
071 222 62 32

Öffnungszeiten

Di - Do 08.00 - 24.00 Uhr
Fr 08.00 - 01.00 Uhr
Sa 09.00 - 01.00 Uhr

HEILE, HEILE SÄGE

Architekturdebatte, neuste Entwicklung: Ein Gestaltungsbeirat soll die Baukultur zurück in die Stadt St.Gallen bringen, forderte der Berufsverband der Ostschweizer Architekten im Dezember. Nun winkt die Stadt ab.

von Andreas Kneubühler

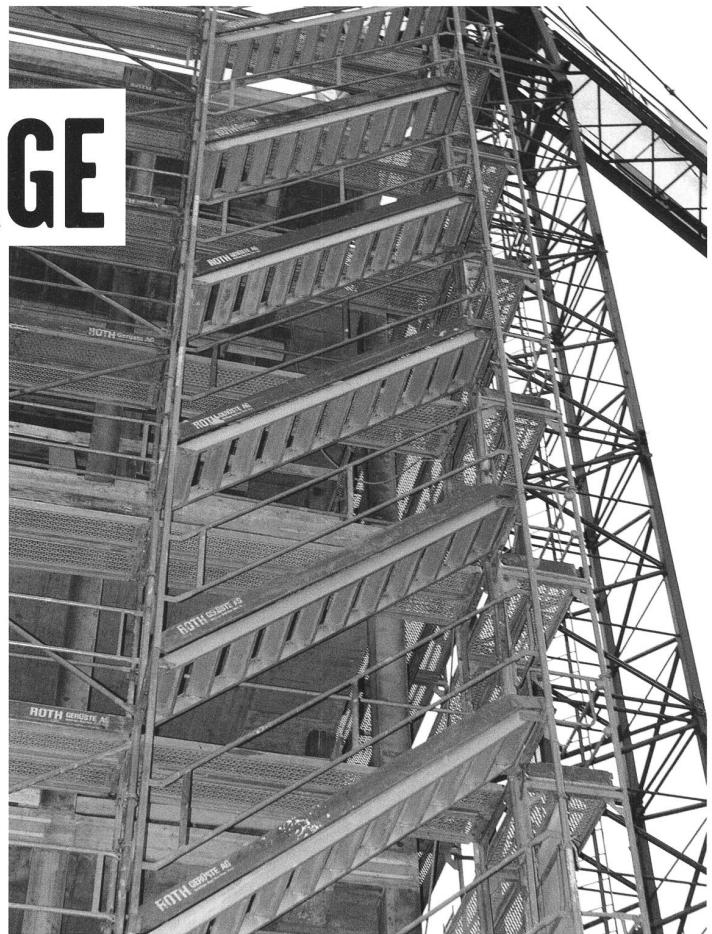
«Es gibt zur Zeit keine öffentliche Stimmung für Baukultur», diagnostiziert das Architekturforum in seinem Jahresprogramm und fordert: «Es muss Stimmung gemacht werden». Nun denn. Sicher ist jedenfalls, dass die Diskussion über die Baukultur in der Stadt St.Gallen 2003 definitiv lanciert wurde und dass nun langsam Rezepte und kein Lamentieren gefragt sind. Die Zeit drängt, die vielen Bauprojekte, die das Bild der Stadt prägen werden, warten nicht.

Rechtlich unmöglich

Die Ostschweizer Sektion des Bundes Schweizer Architekten (BSA) hat im Dezember die Idee eines Gestaltungsbeirats lanciert. Das wäre ein Gremium, das Bauverwaltung und Bauherren berät und dabei neben qualitativ hoch stehender Architektur immer auch die Stadtentwicklung im Blickpunkt hat. Ein Gestaltungsbeirat in St.Gallen wäre keine Weltneuheit. In Zürich gibt es beispielsweise das Baukollegium, in dem unter anderem der Basler Architekt Roger Diener, der Wiener Heinz Tesar (der das St.Galler Polizeigebäude entwarf) oder die Architektin Iris Reuther aus Leipzig sitzen. Das Gremium wird nur bei städtebaulich wichtigen Projekten beigezogen und hat eine beratende Funktion. Ein ähnliches Modell schwebe auch dem BSA vor, bestätigt Paul Knill, Obmann der Sektion Ostschweiz. Um Unterstützung für die Idee zu finden, will der BSA unter anderem einen Fragebogen an die Mitglieder des Gemeinderats verschicken. Wie aber stellt sich die viel gescholtene Stadt zur Idee eines Gestaltungsbeirats? «Die Idee ist gut, da spricht nichts dagegen», meint Stadtarchitekt Martin Hitz zum einen. Doch dann: «Ein Gestaltungsbeirat ist bei unserer Rechtsstruktur nicht möglich.» Punkt.

Alternativvorschlag der Stadt

Dem BSA sei dies bereits mitgeteilt worden, erklärt Hitz. An dem Gespräch nahm auch Stadträtin Elisabeth Beéry teil. Dabei wurde ein Alternativvorschlag unterbreitet. Es geht um die ausgebauten Baupolizeikommission. Dieses Gremium entscheidet über sämtliche Baugesuche. Künftig wird es fachlich und nicht mehr politisch zusammengesetzt und soll von drei auf sechs Personen erweitert werden. Die Neuerung ist Bestandteil der neuen Bauordnung, die voraussichtlich 2005 in Kraft tritt. «Die Stadt hat nun die Berufsverbände der Architekten aufgefordert, geeignete Personen für die Kommission vorzuschlagen», sagt Hitz. Für den BSA gehe der Vorschlag zwar in die richtige Richtung, meint Paul Knill. Doch das reiche nicht: «Auch eine fachlich gut zusammengesetzte Baubewilligungskommission kann die Aufgaben eines Gestaltungsbeirates nicht bewältigen», stellt er klar. Vorläufiges Fazit: Der Alternativvorschlag der Stadt wird kaum eine Lösung der Probleme bringen. Die Baupolizeikommission muss über jeden neuen Kamin, jede neue Reklametafel entscheiden. Da dürfte der grosse Atem fehlen, den es braucht, um städtebaulich überzeugende Würfe zu fördern. Dafür ist fachliche Kompetenz von ausserhalb gefragt, die die nötige Überzeugungskraft gerade auch gegenüber den hiesigen Bewilligungsinstanzen mitbringt. Denn: Überzeugende Bauten sind oft komplexer und schwieriger mit den Vorschriften des Baugesetzes im Einklang zu bringen als gesichtslose Bürokomplexe. – Das Architekturforum hat schon recht: Es muss Stimmung gemacht werden!



27

Möglichst schnell möglichst billig in die Höhe. Bild: Florian Bachmann

Die Vorgeschichte

Als Rückblick auf die bisherige Debatte um die St.Galler Baukultur ein Streiflicht auf zwei besonders umstrittene Gebäude. **Geschäftshaus St.Leonhard:** 1998 wurde ein Überbauungsplan für das gesamte Areal hinter dem Bahnhof vorgestellt, knapp drei Jahre später lag bereits eine Bewilligung für das Geschäftshaus St.Leonhard vor. «Der enorme Zeitdruck, der mit solchen Projekten einhergeht, wirkt sich auf das Produkt nicht negativ aus», sagt Christian Peter von der Generalunternehmung HRS, welche hier am Werk war. Dass es beim Projekt allerdings weit mehr um die Rendite als um eine Einbettung in den städtischen Raum ging, ist offensichtlich: Entscheidend für den Entwurf waren grösstmögliche Nutzungsflexibilität und -neutralität, welche mit freien Geschossen erreicht wurde. Mit einer künstlerischen Fassadengestaltung sollte die Rigidität des inneren Rasters aufgelöst werden und Bezug genommen werden auf die in diesem Stadtteil häufig vorkommenden gelben Klinker und Sandstein. Ob diese abstrakte Idee tatsächlich die Charakteristik der Stadt fortschreibt oder nicht weit mehr ein Knalleffekt ist, sei dahingestellt. **Grand Casino:** Von den Würfelspielen der Fassade hin zum neuen Grand Casino. Geplant war an dieser Stelle Ende der 80er eine Altersresidenz, die sich in verschiedenen Schritten in ein Casino samt Hotel verwandelte. Gesetztes Entwurfziel war es, das Volumen zwar als Solitär im Park erscheinen zu lassen, ihm aber dank seiner Eleganz eine Auffälligkeit von der Strasse aus zu verleihen. Wer das nicht weiss, braucht viel Phantasie, von der grünen Parkfläche ist kaum mehr etwas vorhanden. Im Projektbeschrieb der Architekten soll mit dem Casino durch die Nutzung und die Architektur ein überregionales Zeichen gesetzt werden – was für die Nutzung zutreffen mag, gilt kaum für die Architektur. Die hiesigen Architekten beklagen denn auch, dass es gegenüber den Investoren äusserst schwierig gewesen sei, ihre Interessen zu vertreten. Und schliesslich seien sie auch nur für die Hülle zuständig, die Inneneinrichtung besorgte ein Architekt aus Las Vegas. **Replik der Stadt:** Auf die beiden Bauten angesprochen, will Stadtbaumeister Martin Hitz nichts von einer Verierung der hiesigen Baukultur wissen. «Die Baukultur soll nicht nur an einzelnen Objekten gemessen werden, es gibt auch erfolgreiche Beispiele wie das Polizeigebäude oder das Raiffeisenareal.» Auch sei die Erwartungshaltung gegenüber der Stadt zu gross, sie habe nur dort Einfluss, wo sie als Bauherrin auftrete. Michael Künzle

DEN STADTRAUM DYNAMISCH NUTZEN!

Architekturdebatte, ein Einwurf: Im Fluchtpunkt der Beziehung von Kunst, Stadt und Öffentlichkeit geht es beim Thema Baukultur nicht nur um rein architektonische Aspekte, sondern um die grundsätzliche Frage, wie in einer Stadt gelebt werden soll, schreibt Stadtplaner **Mark Besselaar** in einem persönlichen Diskussionsbeitrag. Reaktionen sind erwünscht.

Das Thema «Baukultur», über das in letzter Zeit schon viel diskutiert und geschrieben wurde, ist anscheinend ein Reizthema und voller Zündstoff. Das ist gut so, denn von Interesse ist die aktuelle Brisanz des Zusammenspiels zwischen Stadt und Öffentlichkeit. Diese Diskussion ist ein Fluchtpunkt in der Beziehung von Kunst, Stadt und Öffentlichkeit – und hier könnte man gleich die provozierende Frage einwerfen, die Ulrich Hatzfeld kürzlich einem Artikel der Zeitschrift *«Garten und Landschaft»* vorangestellt hat: «Gibt es nicht viele Dinge, um die sich Staat, Kommune und Gesellschaft dringender kümmern sollten als um Schönheit, Ästhetik oder gar urbanes Wohlgefühl?».

28

Baukultur-Offensive

Seine und auch meine Antwort auf diese Frage ist: Nein. Das ist schon genau das richtige Thema. Was wir brauchen, ist eine Qualität in den Städten, die sie attraktiv machen, die es möglich macht, dass sich ihre Bewohner und Bewohnerinnen engagieren, dass sie Lust haben daran, in den Städten zu leben, dass sie sie als eigene Sache begreifen. Sie werden sie nicht als etwas erfahren, was an ihnen vorbei passiert und geregelt wird, ohne dass sie eingreifen können, ohne dass sie Orte der Identifikation finden, ohne dass sie die Gelegenheit und die Lust haben, sich ihre Stadt anzueignen. Dazu gehören unbedingt auch ästhetische Bezüge, die sich nicht allein auf den Kunstbegriff reduzieren lassen. Es geht im Nachfolgenden also nicht so sehr darum zu analysieren bzw. zu bestimmen, wer alles für die «Baukultur» verantwortlich ist oder sich verantwortlich fühlen sollte, sondern vielmehr um einen Diskurs darüber, was der Begriff «Baukultur» beinhaltet bzw. bedeutet im Zusammenhang mit Stadt und Öffentlichkeit.

Es handelt sich hier um Identifikation, Engagement und damit um einige Aspekte dessen, was unter «Baukultur» zu diskutieren ist. Es ist nötig, eine Baukultur-Offensive zu beginnen, sich der Öffentlichkeit und der Ästhetik im allgemeinsten Sinne in der Stadt bewusst zu werden. Dass die Frage der Identifikation aufkommt, liegt an Entwicklungen, die Städte samt ihrer Bevölkerung nicht oder kaum beeinflussen können. Der Begriff «Baukultur» wertet, stellt Ansprüche und zielt auf eine Qualitätssteigerung. Er nimmt damit in Anspruch, das er sich mit dem Begriff der «Kultur» als Gegenbegriff zu «Nicht-» oder «Unkultur» verbindet. Das ist auch richtig so, wenn damit an das älteste Verständnis von «cultura» erinnert werden sollte, das Aufmerksamkeit, Angemessenheit, Pflege, Förderung und Produktivität in den Mittelpunkt stellt.

Wünsche der Bevölkerung

«Baukultur» kann als Umgang mit der gebauten Umwelt verstanden werden, welcher sich manifestiert durch die Qualitäten der Gestaltung von Bauten und gebauter Umwelt und deren Integration in den Raum. Umgang, in welchem die Nachhaltigkeit im ökologischen, sozialen und ökonomischen Sinne und die Verfahren und Spielregeln bei der Auftragsvergabe und der Realisierung mit inbegriffen sind. Das bringt ökologische, soziale und ökonomische Ansprüche ins Spiel. Dazu kommt als interessanter Aspekt die Auffassung, dass «Baukultur» nicht das Resultat eines Ergebnisses, sondern eines Prozesses ist. In Bezug auf Stadt und Öffentlichkeit sind also noch einige Punkte zu ergänzen, die das Bestimmen von «Baukultur» neben den formalen, funktionalen und gestalterischen Zielen um soziale und öffentlichkeitsbezogene Ziele erweitern. Sie betreffen aber auch die Berücksichtigung heterogener Kulturen in der Stadt und ein erweitertes Nachdenken über öffentliche Nutzungen.

«Baukultur» als offenen Prozess im Hinblick auf nicht professionelle Akteure zu definieren, lohnt sich besonders angesichts der fordernden Auseinandersetzungen über die absehbaren und realisierten Stadtumbauten, die zum Beispiel auch in St. Gallen geführt werden. Die Folgen werden das Umfeld vieler Bewohner und Bewohnerinnen verändern, und wir sind deshalb nicht nur auf Akzeptanz, sondern auf aktive Unterstützung angewiesen.

Die Definition von «Baukultur» sollte sich also von vornherein auf die alltägliche Praxis der Bewohner und Bewohnerinnen einlassen, so wie auf ihre Wünsche und Ziele. Sie sollte Verfahren benennen, welche die Entwicklung der Stadt beeinflussen und einen partizipativen Charakter haben. «Baukultur» entsteht dann, wenn diejenigen, die in einer gebauten Umwelt leben, sie als eigene für sich und andere begreifen und bereit sind, für sie Sorge im Sinne der oben umschriebenen «cultura» zu tragen.

Angebote der Behörden

Dabei spielen die Behörden eine entscheidende Rolle: sie müssten sich so verhalten, dass sie Handlungs-, Aneignungs- und im weitesten Sinne Nutzungsangebote machen. Unter anderem, um die Wahrung des öffentlichen Raumes bzw. der gebauten Umwelt und ihre Pflege zu einer konkret allgemeinen Angelegenheit zu erheben. Das ist kein Plädoyer für einen Abbau oder ein Delegieren der Anstrengungen der Behörden an die Öffentlichkeit bzw. an privaten Trägerschaften, wohl



Die Debatte über Baukultur geht nicht nur Experten etwas an. Bild: Florian Bachmann

aber für einen klugen Gebrauch der mittlerweile äusserst knappen Ressourcen.

Die sinnvolle Unterstützung der angesprochenen Prozesse könnte beispielsweise in der Definition und Finanzierung von Verfahren liegen, in denen sich Prozesse der Zusammenarbeit und des Lernens in einer Stadt oder in einem Stadtteil entfalten, in der Bereitstellung von Mitteln, um externe Kompetenz zu bezahlen, in der professionellen Unterstützung von Aktivitäten, die geeignet sind, das Engagement und die Identifizierung mit der Stadt zu stärken. Die erst kürzlich unternommenen Gehversuche wie die Durchführung von Zukunftswerkstätten, Workshops, kooperativen Verfahren und runden Tischen sind erste Schritte in dieser Richtung.

«Baukultur» wäre mit diesen Ergänzungen zu verstehen als der Prozess, der die Wohn-, Identifizierungs- und Lebensbedürfnisse der Stadtbewohner und -bewohnerinnen mit den ökonomischen Möglichkeiten sowie den kreativen Potenzialen von Städtebau, Landschaftsplanung, Architektur und Kunst verbindet. Das impliziert eine Verbindung von Stadt und Öffentlichkeit, in der die Stadt deutlicher und auf mehr Ebenen als bisher zur res publica, zur Angelegenheit ihrer Bewohner und Bewohnerinnen werden kann.

Es gibt viele Orte im Stadtgebiet, seien sie nun in privater oder öffentlicher Hand, die der Wahrnehmung und damit auch der Bedeutung und symbolischen Aneignung entgehen. Einige dieser Orte, wie zum Beispiel die Hinterhofsituation im Bereich Bleicheli Nord oder diverse kleinere bauliche Eingriffe in der Altstadt sind in den letzten Jahrzehnten durch bauliche Interventionen sichtbar und damit irgendwie besonders geworden. Eingriffe dieser Art können Möglichkeiten aufzeigen, Stadt als Begegnungsraum wiederzugewinnen, auch für Bevölkerungsgruppen, die diesen Anspruch mit ihr nicht selbstverständlich verbinden. Möglichkeiten, Stadt und Öffentlichkeit in neue und produktive Relationen setzen.

Aneignen

Es ist deshalb heute von einem Nutzen und Begreifen des städtischen Raumes auszugehen, die ihn nicht statisch, sondern dynamisch fassen. Für viele Bevölkerungsgruppen löst sich - aber längst nicht für alle - die Fixierung ihrer sozialen Räume auf einen bestimmten Ort. Soziale Räume sind wandelbar, und die ihnen entsprechenden Orte der Begegnung können an vielen Stellen entstehen und sind nicht auf bestimmte Standorte angewiesen.

Im besten Falle verändern, erweitern und differenzieren bauliche Eingriffe die Wahrnehmung und tragen so bei zu einer als Prozess zu verstehenden Aneignung. Sie können die Lesbarkeit bekannter Orte verschieben oder irritieren und die Lesbarkeit bislang unsichtbarer oder stark veränderter Orte erhöhen und erleichtern, indem sie über symbolische Markierungen, zeitgenössische Orientierungen und neue Stadtbilder auch längerfristige «Wahrzeichen» erzeugen. Sie können Orte akzentuieren, andere weniger prägnant ausgestalten und auch grössere Räume als die bisher identifizierten in diese Akzentuierung einbeziehen.

Gesehen aus der Perspektive «Stadt und Öffentlichkeit» bieten sich bauliche Interventionen, mögen sie in Aktionen und ihren Spuren oder aber in dauernden Objekten bestehen, als Referenzpunkte an. Sie sind Angebote zum Erzählen neuer Geschichten, Anlässe zur Anknüpfung an offene oder allzu geschlossene Situationen, Netze, in denen sich bestehende lokale Erzählungen möglicherweise verfangen und neue Gespräche entstehen können. Insofern können sie als liberale Angebote an die Öffentlichkeit der Stadt verstanden werden – zum Begreifen des städtischen Raumes als eigene Sache.

Mitgestalten

Die Philosophin Hannah Arendt hat einmal argumentiert, dass die «Handgreiflichkeit des Dinghaften», das Vorhandensein materieller Anhaltspunkte, eine notwendige Voraussetzung des Erinnerns sei. Damit fasst sie eine Überzeugung zusammen, die im europäischen Bezug zu den Dingen traditionell ist und bis heute eine wichtige Rolle spielt. Auf diese Weise lassen sich auch die vielen baulichen Interventionen wie auch zeitlich beschränkte Aktionen und Installationen im Stadtraum begreifen. Sie liefern «Anhaltspunkte», auch wenn (bau-)künstlerische Eingriffe sich darin nicht erschöpfen.

Der sich auf diese sehr verschiedenen Ansätze beziehende Aufsatz über «Baukultur» plädiert dafür, dass der Raum, der für Menschen von Bedeutung ist, der alltäglich erlebte, der passiv erfahrene und, darum geht es hier, der mitgestaltete Ort ist. Ausgegangen wird also von einer bedeutenden und bedeutsamen Beziehung zum Raum, die lokalisierbare und identifizierbare Orte als Ergebnisse und Teile sozialer und kommunikativer Prozesse sieht. Von da aus lassen sich meiner Meinung nach Stadt und Öffentlichkeit in einer sinnvollen Weise neu zusammendenken, nämlich als zu kultivierenden Zusammenshang. ●

teo jakob

St. Gallen, Zürich, Baar
Bern, Solothurn, Genève

Möbel, Büromöbel, Küchen,
Lampen, Textilien, Planung
und Innenarchitektur

Teo Jakob Späti AG

Spisergasse 40
9000 St.Gallen
Tel. 071 222 61 85
Fax 071 223 45 89
st.gallen@teojakob.ch
www.teojakob.ch



Seit 1934

Binder & Co AG 

Strom · Licht · Telefon · EDV
St.Gallen · 071 278 66 66

Natürliche Frischmarktküche.

Täglich wechselndes Angebot

Fisch- und Fleischspezialitäten

Vegetarische Gerichte.

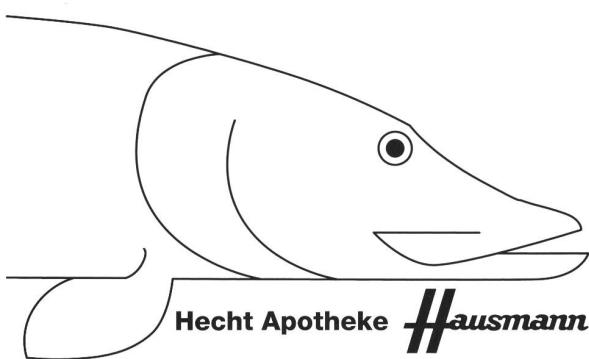


Idyllhotel
Appenzellerhof



Schlafen · Geniessen · Entspannen

Laure und Herbert Sidler, CH-9042 Speicher AR
Telefon 071 344 13 21, Telefax 071 344 10 38
info@appenzellerhof.ch, www.appenzellerhof.ch



9001 St.Gallen
Marktgasse 9
Tel. 071-227 26 11



EIN CLUB VON HERRENSÖHNEN

Elf Freunde müsst ihr sein – der FC St.Gallen versuchte es 1882 zu Neunt.



Als der FC St.Gallen vor 125 Jahren gegründet wurde, war der Club weder der älteste auf dem Kontinent, noch waren die ersten St.Galler Kicker Underdogs. In einer Stadtleben-Serie wirft Saiten neun Flutlichter auf den Fussball in St.Gallen – Teil I berichtet von den Gründungsmythen rund um den heutigen FC Ostschweiz. von Thomas Knellwolf

Irrtum Nr. 1: Nicht der Älteste

Der Mythos, der FC St. Gallen sei der älteste Fussballverein auf dem Kontinent, hält sich hartnäckig. Die ansonsten sorgfältig recherchierte Kantonsgeschichte (Jahrgang 2003) transportiert die alte Mär ins neue Jahrtausend. Dabei hatten die FC-Verantwortlichen bereits 1979 im offiziellen 100-Jahr-Jubelband eingestehen müssen: «Es stellte sich heraus, dass 1872 die Sektionen Fussball und Rugby des Le Havre Athletic Club gegründet worden waren. Aber man braucht sich deswegen kaum die Haare zu raufen. Immerhin haben die Gallusstädter die Genugtuung, auch 100 Jahre nach der Gründung noch in der Spitzengruppe der Landesmeisterschaft mitmixen zu dürfen.» Brust raus also, ein Hoch auf den ältesten erfolgreichen Fussballverein auf dem europäischen Festland! Aber Achtung: Le Havre Athletic spielt heute, 25 Jahre später, bereits wieder im vorderen Mittelfeld der zweiten französischen Liga mit.

Es war eine turbulente Zeit, in die hinein der FC St. Gallen gegründet wurde. Eine schwere Agrarkrise machte der Schweiz zu schaffen. Die Landbevölkerung zog in die Städte. Die Einwohnerzahl der Stickelei-Hochburg St. Gallen sollte sich von 34'000 bei der Gründung des FC 1879 bis zum ersten Meistertitel 1904 fast verdoppeln. Modern Times waren angesagt: Mit dem Abbruch des Spisertors 1879 wurde der letzte Teil der mittelalterlichen Stadtmauer beseitigt; am kantonalen Schützenfest in Flawil gab es die ersten elektrischen Lichter zu bestaunen.

Wirtschaftlich ging es der Stadt, zumindest ihren Besitzenden, gut. Im Jahrzehnt nach Clubgründung verfünfachte sich die Ausfuhr von St.Galler Stickereien in die USA. Bald schon, aber nur für kurze Zeit, besass der FC sogar eine New Yorker Sektion, gegründet durch ausgewanderte junge Kaufmänner. Das Angelsächsische galt auch in der alten Heimat als Inbegriff der Moderne. Repräsentative Geschäfts- oder Fabrikantenhäuser im weltoffenen St. Gallen bekamen Namen wie Altantic, Chicago, Washington, Britannia oder Florida. Auf den Fussballplätzen wurde näseldes Englisch gesprochen, nicht nur bei den St. Galler Blue Stars, sondern auch bei den Grünweissen.

Irrtum Nr. 2: Keine Underdogs

Junge Kaufleute waren es, die am 19. April 1879 den FC St. Gallen ins Leben riefen. Sie hatten als Schüler am elitären Institut Schönberg in Rorschach von englischen Mitschülern das neuartige Spiel kennen gelernt. Ihr Verein glich mehr einer Studentenverbindung als einem heutigen Fussballclub. Zu einem Auswärtsspiel in Herisau marschierten die kostümierten FCler in Reih und Glied mit Fähnrich und Tambour «recht schneidig ein», wie ein Bericht von 1893 beschreibt, ehe vor dem Spiel «im Storchen die staubigen Kehlen gespült wurden». Kameradschaft und gemeinsame Erlebnisse waren in der füssballerischen Frühzeit wichtiger als die Resultate. «Studentische und noble Klubs auf der einen, Gassen- und Hinterhofmannschaften auf der anderen Seite prägten das Bild des Fussballsports», schreibt der Historiker Christoph Bischof in der einzigen wissenschaftlichen Arbeit über den Ostschweizer Fussball. Studentenverbindungen ähnlich legte der FC St. Gallen viel Wert auf die gute Herkunft seiner Mitglieder. Der Verein wies – so steht es in der Schrift zum 40jährigen Clubjubiläum – wiederholt Kandidaten «fast verächtlich ab, es kamen nur rechtschaffene junge Kaufleute in Frage».

Die Arbeiter gründeten ihre eigenen Spielgemeinschaften, wenn es ihnen nach strenger Arbeit überhaupt noch nach Fussball war. Um das fortschrittliche Fabrikgesetz zu umgehen, schufteten viele, auch Kinder, in Heimarbeit. So waren längere Arbeits- und kürzere Ruhezeiten möglich. Die Profite aus der ausbeuterischen Arbeit gingen an die Textilkaufleute, und die setzten sie zum Teil für ihren Fussballspass ein. Dem FC Alemannia Karlsruhe bezahlten die sportlichen St.Galler Herrensöhne 1902 die teure Anreise und den Aufenthalt für ein Freundschaftsspiel in der Ostschweiz. Sie schickten ihren ersten ausländischen Gegner mit einer 0:26-Niederlage zurück nach Deutschland. Thomas Knellwolf ist Historiker und freier Journalist in Zürich.

Filz am Ball, Ausländerfussball, Erzfeind Zürich: Aus Anlass von 125 Jahren städtischen Vereinfussball erzählt Saiten in einer Serie neun St.Galler Fussballgeschichten, auch solche aus dem Offside.

FROST IM HERZ DES BALKANS

Nadejda sitzt im Vorlesungssaal 23 des altehrwürdigen Universitätsgebäudes. Sie und ihre MitstudentInnen lachen gerade über den Witz des Professors: Während dieser mit einem Papierfetzen aus seiner Hosentasche versucht, eine Ecke der vollgeschriebenen Wandtafel sauberzuwischen, erklärt er, dass westeuropäische Unis besseren Unterricht böten, weil sie sich sogar Schwämme leisten könnten. Die Universität ist aber trotz fehlender Schwämme alles andere als schlecht, vom ganzen Balkan kommen StudentInnen hierhin, an den Fuss des ursprünglichen Balkans, jener Bergkette also, deren Namen seit dem 19. Jahrhundert für die ganze Halbinsel verwendet wird. Die Hauptstadt Bulgariens ist gewissermassen das Herz des Balkans, liegt genau zwischen den Vorstellungen in den westeuropäischen Köpfen: den aus Ferienkatalogen bekannten Sandstränden des Schwarzen Meeres und den Kriegsschauplätzen in Bosnien und Kosova. Zwischen Traum und Albtraum.

Herausforderung Jobsuche

In dieser unbekannten Mitte ist es kalt. Nadejda fröstelt ein wenig, der Winterwind bringt die Kälte auch in die Hörsäle. Aussenisolation besitzen die wenigsten Häuser, hinausgehen oder zu Hause bleiben bedeutet die selbe Qual. Nadejdas Gedanken schweifen ab, weit mehr denkt sie über ihre Zukunft als über die Geschichten des Professors nach. In einem halben Jahr schliesst sie ihr Studium ab und sucht nun Arbeit. In ihrem Fachgebiet wird sie keine Anstellung finden, darüber macht sie sich keine Illusionen. Irgendeine Arbeit sucht sie, die ihr ein Überleben sichern soll. Doch auf www.job.bg werden Sekretärinnen gesucht, die zu ihrer Bewerbung mindestens eine Ganzkörperaufnahme beilegen, oder 18-25 jährige Haushaltshilfen für ältere Herren, Fotos werden auch hier verlangt.

Besser wäre ein Job wie derjenige ihrer Bekannten, die nach einem halbjährigen bezahlten Flämischkurs für das Doppelte vom bulgarischen Durchschnittslohn, 200 Euro im Monat, für eine belgische Telekommunikationsfirma arbeitet. Zwölf Stunden am Tag vereinbart sie als Studentin aus Gent Termine für den Vertreter der Firma. Nur Wasser darf sie während der Arbeit nicht trinken, sonst müssten sie und ihre Kolleginnen zu oft zur Toilette, haben die belgischen Chefs befunden. Wenigstens hat sie einen legalen Arbeitsvertrag und somit

Anspruch auf eine zukünftige Rente. Es ist eine weitverbreitete Praxis bei bulgarischen Unternehmen, sich durch fehlende Arbeitsverträge die Versicherungsbeiträge für die Angestellten zu sparen. Die bettelnden Grossmütter werden nicht so schnell von den Strassen verschwinden.

Verdunkelte Scheiben

Nicht allen Bulgaren geht es allerdings schlecht. Der Vitosha-Boulevard, die Sofioter Variante der Zürcher Bahnhofstrasse, bietet alle Einkaufsmöglichkeiten für Markenbewusste. Dementsprechend stehen auch die neusten Mercedes-Modelle mit getönten Scheiben am Strassenrand, gekauft mit Geld aus schmutzigen Geschäften, alle versehen mit einer Behinderten-Parkkarte. Eine Invalidenrente reicht zwar nicht zum Leben, geschweige denn dazu, sich ein Auto oder eine Mobiltelefon zu kaufen, jede und jeder Rentenberechtigte erhält aber vom Staat eine SIM-Karte mit ermässigten Gesprächstarifen sowie eine Parkkarte. Diese können sie dann wenigstens verkaufen und sich damit die Rente aufzubessern. Und die kleinen Schönheiten, welche die Mafiosi-Fratzen begleiten, können neue Designer-Handtaschen kaufen, ohne sich die weissen Stiefelchen im Schneematsch zu verdrecken. Wobei sie damit noch nicht zu den ganz Grossen zählen: Diese nämlich fürchten in Sofia trotz Bodyguards um ihr Leben und bevorzugen die grossen Einkaufsstrassen Westeuropas, um mit ihren schönen Geliebten einzukaufen. Ein als Samokovetz bekannter Mafioso kaufte einem bulgarischen Model in Amsterdam Diamanten, und wurde gleich danach von einem Auftragskiller erschossen. Der grösste Privatfernsehsender berichtete ausführlich über das Ereignis und den Aufstieg des 32-jährigen «Businessman» vom Türsteher in der Diskothek eines Winterkurortes zu einem der Hauptakteure im Drogenbusiness. Offiziell stammt sein Reichtum aus dem Export von Kartoffeln aus Samokovetz, daher auch sein Spitzname.

Ahnungslose Politiker

Doch die Infotainment-Berichte über den «Affen», das «Genie», «Narziss» und wie sie auch immer alle in einer Mischung aus Bewunderung und Ablehnung genannt werden, interessierten Nadejda nicht, sie will nicht Geliebte mit hohem Berufsrisiko werden. Auch wählen geht sie nicht, denn organisierte Kriminalität und Politik gehören für sie zum

selben Spiel ums grosse Geld: Private Geschäftstätigkeit gehört zu jedem bulgarischen Politiker, schliesslich können Interessenverbindungen gewinnbringend genutzt werden. So ist der Generalsekretär des Innenministeriums und Verantwortliche für die Polizei gleichzeitig Besitzer einer der grössten privaten Sicherheitsfirmen. Schliesslich beträgt selbst der Lohn des Staatspräsidenten nur 600 Euro im Monat – viel zu wenig für ein statusgemässes Leben, fern der übrigen Bevölkerung: Als der sozialistische Bürgermeisterkandidat für Sofia und ehemalige Finanzminister in der Late-Night-Show am bulgarischen Fernseher gefragt wurde, wieviel die Minimalrente betrage und was ein Billett für die öffentlichen Verkehrsbetriebe koste, hatte er keine Ahnung.

Mit Nadejda habe die meisten Mitglieder dieser Politikerkaste gemein, dass sie an der selben prestigeträchtigen Sofioter Universität «St. Klement von Ochrid» abgeschlossen haben. Doch die Ausbildung allein zählt nichts. Im Gegensatz zu Nadejda hatten die erfolgreichen Herren und wenigen Damen die richtige Herkunft oder die unentbehrlichen Kontakte um in den «zweiten Stock» aufzusteigen – und um nun ihre Kinder, Freunde und jungen Geliebten hinterherzuziehen.

Hoffnungsschimmer

Trotzdem, Nadejda jammert nicht. Lieber isst sie den ganzen Tag nur einen Pack Salzstengel und geht dann abends in eine der unzähligen, immer vollen Sofioter Diskotheken. Oder in den grossen Saal des anfangs der 80-er Jahre erbauten «Nationalen Palasts der Kultur»: Wo einst Todor Jivkov die Parteikongresse der BKP leitete, spielen nun international bekannte Popbands. Und zwischen den orangen Sesseln tanzt das junge Publikum.

Billiger und besser sind für Nadejda die unzähligen Feste in den Zimmern von Studenski Grad. Ein wenig außerhalb des Zentrums leben in knapp hundert Plattenbauten mindestens 30'000 junge Menschen,

jeweils zu Zweit oder zu Dritt in einem Zimmer, mit ihnen eine unbekannte Zahl Kakerlaken. Die Studis lassen keine Möglichkeit ungenutzt, sich wenigstens heute zu vergnügen und das Geld für die Woche schon am Dienstagabend in Vodka umzusetzen. Wer auch immer dazustösst, ist willkommen, bulgarische Gastfreundschaft eben. Nur die Portiers der Wohnhäuser zeigen sich meist weniger freundlich.

Wer jung ist und mit seinem Hochschulstudium nicht Taxi fahren will, packt seine Sachen und geht. Am bulgarischen Fernsehen wird erklärt, wie man sich online um Green Cards für die USA bewirbt, Quebec schaltet Inserate für auswanderungswillige junge AkademikerInnen im Ausgangsmagazin «Programata». Es gibt kaum eine Person in diesem Land, die nicht einen nahen Verwandten oder Bekannten hat, der im Ausland arbeitet oder studiert. Angeblich sollen eine Million der acht Millionen BulgarInnen im Ausland eine Zukunft suchen. Und dort – wie Nadejdas Freundin in Berlin – an BG-Parties zusammen mit hunderten anderer StudentInnen aus ihrer Heimat bulgarischen Pop-Folk hören und dabei vor Heimweh weinen.

Nadejda sitzt in der Cafeteria im Untergeschoss der Uni und zieht an ihrer Zigarette, die seit dem ersten Januar wieder mehr kostet, bis 2007 müssen neben den Atomkraftwerken und dem Justizsystem auch die Zigarettenpreise eurokompatibel sein. Das dauert aber alles noch, auf die EU kann sie jetzt nicht zählen. «Irgendwie schaffe ich es schon», sagt sie ohne Verbitterung. Ihren Namen wird sie nie verlieren: Nadejda ist das bulgarische Wort für Hoffnung und der Vorname hunderter anderer bulgarischer Studentinnen. ☠



Jérôme Brugger, geboren 1980 in St. Gallen, studiert Geschichte und Soziologie in Bern und hält sich im Rahmen des europäischen Austauschprogramms ERASMUS im Moment in Sofia auf.



KEIN LEBEN IM UNTERGRUND

Wie jede grössere Stadt, die in den Zeiten der Motorisierungseuphorie die Fussgänger unter den Boden verwiesen hat (angeblich wegen der zu gefährlichen Begegnung von Menschenfleisch mit Maschinenblech, aber eigentlich eher wegen dem erhofften rascher fliessenden Verkehr und der Meinung, dem langsamem Passanten sei ja eine weitere kleine, nun eben vertikale Schleife leichter zuzumuten als dem Autofahrer), wurden auch in St.Gallen Fussgängerunterführungen gebaut. Eine fast grossstädtisch Anmutende liegt genau zwischen zwei unterirdischen Parkgaragen – dem Brühltor und dem Burggraben. Sie besitzt zwei Rolltreppen, die ziemlich oft stehen, einen Lift, den noch nicht einmal alle Mütter mit ihren Kinderwagen entdeckt zu haben scheinen, eine Reihe von Schaufenstern verschiedenster Grösse, ein paar Verkaufsgeschäfte und dazu eine Kneipe.

34 Betrachtet man das virtuelle und das reale Angebot in diesem eigentümlich gestalteten Untergrund, dann ist alles vorhanden, was man zum Leben braucht: Ein wahres Eldorado für legere Kleider aller Arten führt die gesicherten Verkausstände am Morgen hinaus und sammelt sie am Abend wieder ein; dann eine Boutique, in der die Verkaufsfläche winzig ist im Vergleich zu den ausgestellten Damen-Kleider-Modellen, die glitzernd und verführerisch vom erotischen Charme vergangener Epochen und ungewöhnlich festlicher Anlässe zu künden scheinen; dann ein Sportgeschäft, in dem von knapp ober dem Haupthaar zu setzenden Kleidungsstücken bis knapp unter der Fusssohle zu befestigenden Apparaturen aus dem Bereich der gesunden und lustvollen Körpererfüchtigung alles zu haben ist – und das für den Fall, dass man zwar sportlich gekleidet sein, aber doch lieber zuhause

bleiben möchte, vis-à-vis Geräte vorführt, die der perfekte Ersatz für die Bewegung nun gerade nicht in frischer Luft sein möchten.

Neben einem Kiosk, der die Ankündigungstafeln seiner Zeitschriften wie einen Wall um sich aufstellt, der nur manchmal von Zigarettenkäufern durchbrochen wird, gibt es noch drei Schaufenster, die um traumhaften Schlaf besorgt sind, das Naturhafte der Schlafutensilien propagieren oder Lebensenergie aus dem Schlaf versprechen; eine Schauwand, die Schönheitsprodukte anpreist; ein Casino verweist auf das nötige Kleingeld und eine Budik auf den zugehörigen Schmuck; ein Sauna-Club propagiert zweckentsprechende Entspanntheit, eine Möbelrestaurationsfirma Tische in allen Grössen; und zwei Notenständler weisen auf das nahe liegende Konzerthaus und auf ein offenbar damit assoziiertes Musikgeschäft hin. Und die Krönung des Ganzen: Man bekommt auch für die Gestaltungsmöglichkeiten dieser suburbanen Landschaft einen nützlichen Fingerzeig.

An den Abenden der Wochenenden, vorwiegend freitags, verwandelt sich die Fussgängerpassage Brühltor in ein Mekka für junge Menschen. Vor dem ehemals finsternen, weitestgehend leeren und nur von einigen unentwegten Säufern besuchten Lokal, dessen Name ich vergessen habe, stauen sich nun die BesucherInnen.

Die Gaststätte heisst jetzt *«the cave»* und spielt damit vielleicht gerade auf die Situation im Undergrund St.Gallens an; aber es könnte auch sein, dass die Höhle, die sie allein schon aufgrund seiner bescheidenen Ausmasse im Inneren das Raumes darstellen muss, als Zufluchtsort vorüberziehender Nomaden gemeint ist. Vor dem Eingang stehen, sicherlich um das innere Raumgefüge nicht noch mehr einzudringen, mehrere Kleiderstangen, auf denen dicht gedrängt die Mäntel,

Jacken und Schals hängen, die von einem Mann bewacht werden, der auch die Eintrittskarten verkauft. Er scheint den meisten wohlbekannt und sie stehen auf entsprechend entspannte Art und Weise neben der Warteschlange, in der die Neulinge sich sehr ordentlich eingereiht haben und eher leise mit dem Partner, der Partnerin redend auf den Eingang warten. Aber dem Aussenstehenden scheint es weniger ein Eintritt zu sein, zu dem man berechtigt ist, wenn man das Eintrittsgeld bezahlt hat, sondern eher wie ein Zugelassen-Sein, ein Aufgenommen-Werden – und entsprechend erfüllt die Fussgängercaverne eine Art Wolke von Erwartung, ja Andacht. Wer nicht dazu gehört wird gar nicht erst wahrgenommen, was sich auch darin zeigt, dass man ausweichen muss oder völlig entspannt und unaggressiv angerempelt wird.

Das ist jedoch nur an den ausgeschriebenen, nächtlichen Zeiten so – in den anderen Stunden eilen die Menschen geschäftig und darauf bedacht, mit niemanden zusammenzustossen, hindurch, die Treppen hinauf oder hinunter nehmend oder geraden Weges in den Gängen zu den Parkplätzen verschwindend. Die Touristen, auf dem Weg vom Carparkplatz zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt, schauen bedächtig auf die Angebote und prüfen langsam das eine oder andere der ausgestellten Güter. Einige Schüler nutzen die abendlichen stillen Zeiten um ihre Rollbrettkünste zu trainieren. Und das eine oder andere mal schlägt eine kleine Gruppe Rowdies jemanden blutig nieder. Aber als Platz selbst für ein Treffen, noch weniger für entspannte Gespräche, möchte ich diesen Unort trotz seiner bunten Attraktionen niemandem empfehlen.

Menschen, welche neu nach St.Gallen gezogen sind oder planen, die Stadt zu verlassen, beschreiben für Saitens sechs Monate lang aus ihrer Sicht und Situation das Stadtleben: Saitens erster Stadtschreiber **Peter Schweiger**, 1939, leitet zur Zeit seine letzte Saison als Schauspieldirektor am Theater St.Gallen, ehe er im Sommer von hier fortziehen wird.

